

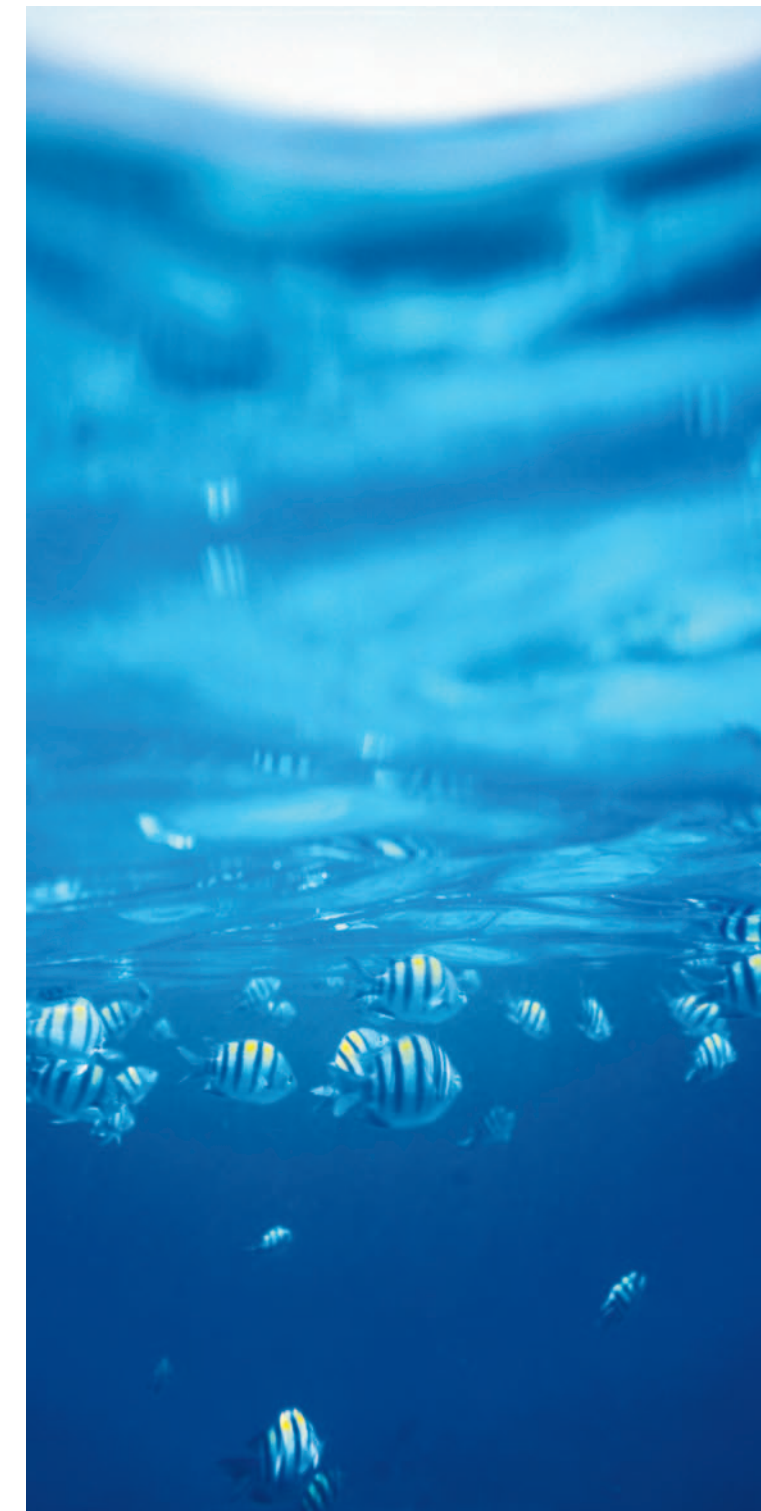
Die letzte Schatzinsel

Millionen Jahre der Abgeschiedenheit haben Sokotra zu einem weltweit einzigartigen Naturparadies gemacht. Noch besteht auf der jemenitischen Insel die Chance, die Umwelt vor den Fehlern zu bewahren, unter denen andere Refugien der Artenvielfalt leiden.

Von SUSANNE SPORRER und KLAUS HEYMACH (Text)



Geschützte Natur, malerische Artenvielfalt: Der Drachenblutbaum (oben) ist nur auf Sokotra zu Hause, die intakten Riffe sind noch reich an Fisch.





Der Passat treibt Wolken heran, die in den Bergen abregnen. Am Strand werden Meeresschildkröten erst vermessen und dann wieder in die Freiheit entlassen.

Riesige Dünen aus feinem, weißem Sand schmiegen sich an die kahle, dunkelgraue Felswand, hoch bis zum versteckten Eingang einer Höhle, in deren tiefstem Innern sich ein Wasserfall ergießt. Am Fuß der Felsen wird daraus ein glasklarer Bach, der durch mit sattgrünem Gras und lila Blümchen bewachsenen Sand den kurzen Weg zum Meer plätschert. Den Strand haben tellergroße, weiße Krebse über Nacht mit hunderten Sandkegeln verziert. Vielleicht saß Marco Polo hier, am östlichen Kap Sokotras, als er schrieb, die Inselbewohner seien allesamt Zauberer, die die Natur verhexten. Auch sieben Jahrhunderte nach dem Besuch des venezianischen Weltreisenden wirkt die Insel im Indischen Ozean unwirklich schön.

Erst langsam erwacht Sokotra aus seiner Einsamkeit, die vor mindestens 20 Millionen Jahren begann, als sich die Insel vom afrikanischen Kontinent löste. Wie ein Splitter liegt sie im Meer, abgebrochen vom Horn von Afrika. Abgeschottet vom Festland entwickelten sich hunderte Pflanzen- und Tierarten, die nirgendwo sonst auf der Welt zu Hause sind.

Wie der markanteste Baum Sokotras, für den die Insellegende eine besondere Entstehungsgeschichte kennt: Aus dem Blut, das Kain und Abel bei ihrem tödlichen Streit vergossen, spross ein Gewächs, das die Einheimischen „Blut der beiden Brüder“ nennen. Dutzendfach verzweigt sich der knorrige Stamm zu einer pilzartigen Krone, deren Dach mit spitzen Blättern überzogen ist, die wie Stacheln in den Himmel ragen. Schon in der Antike war das blutrote Harz der Drachenblutbäume ein begehrtes Handelsgut zum Färben und Heilen. Der nächste Verwandte des *Dracaena cinnabari* steht auf den Kanaren.

Araber, Afrikaner, Inder und später auch Portugiesen bevölkerten Sokotra und entwickelten ihre eigene Sprache und Kultur. Bis heute können Schiffe die 350 Kilometer vom jemenitischen Festland zum „Galápagos des Indischen Ozeans“ nur im Winter zurücklegen. Erst seit Ende der 90er Jahre gibt es eine Piste, auf der Flugzeuge auch während des Monsuns im Sommer landen können.

Mit dem Flugplatz brach eine andere Zeit über die Insel herein. „Sokotra hat sich für die Welt geöffnet“, sagt Abdulkader Bensada, der für das UN-Entwicklungsprogramm (UNDP) sieben Jahre lang auf der Insel gelebt und geforscht hat. Mit ihm kamen insgesamt 150 Experten aus dem In- und Ausland, um die Artenvielfalt wissenschaftlich zu erfassen: Ein Drittel der Pflanzen und weit mehr als die Hälfte der Insekten und Reptilien sind einzigartig auf Sokotra. Die Kernfrage seines Projekts formuliert Bensada so: „Wie können wir diese einmalige biologische und kulturelle Vielfalt schützen, wie Entwicklung und Schutz dieses Welterbes in Einklang bringen?“

Die Wissenschaftler des UNDP arbeiteten mit den Inselbewohnern einen Plan aus, teilten Sokotra in Zonen ein. Solche, in denen Straßen gebaut, Landwirtschaft betrieben oder gefischt werden kann. Und jene, die unter absolutem Schutz stehen, weil seltene Vögel dort brüten oder fast alle Pflanzenarten der Insel dort gedeihen. „Wenn alles verloren geht, können wir es mit den Pflanzen aus diesen Gebieten wieder aufbauen“, erklärt Bensada. Aus dem Plan wurde im Jahr 2000 das Dekret 257, unterzeichnet vom Staatspräsidenten persönlich und damit verbindlich für alle Vorhaben auf der Insel. Rund drei Viertel der Fläche stehen seither unter Naturschutz – soweit die Theorie.

Vom Hauptort Hadibu Richtung Osten führt eine vierspurige Autobahn durch karges Land. Die wenigen Autos, die hier vorbeikommen, stoppen, weil Ziegen auf der Straße stehen oder der Fahrer ein Schwätzchen am Straßenrand hält. Jeder scheint hier jeden zu kennen, die Männer reiben ihre Nasen zur Begrüßung aneinander. Bis zum Strand nach Kap Irisal soll diese Straße einmal führen, dorthin, wo das Bächlein aus dem Höhlenwasserfall so malerisch zum Meer fließt.

Für die Inselbewohner sind die Teerstraßen – neben dem Mobilfunknetz, einem Krankenhaus und vielen kleinen Krämerläden in Hadibu – sichtbarer Ausdruck einer Entwicklung, die mit der Eröffnung des Flughafens erst richtig begann. Kein Umweltschützer will den Sokotris Straßen verwehren, nur weil sie die Idylle stören. „Aber sie müssen angemessen sein, den Bedürfnissen der Menschen und der Insel entsprechen“, sagt Bensada. Seine Hauptgegner sind dabei die Bauunternehmer, die mit breiten und weit verzweigten Straßen möglichst viel Geld von der korrupten Regierung heraus schlagen wollen. Und dann sind da noch die Spekulanten. „Schakale“ nennt Bensada sie. Bis aus den Golfstaaten kommen sie, kaufen Land und warten auf die erstbeste Gelegenheit, ein renditeträchtiges Luxushotel darauf zu bauen. Bisläng noch ohne Erfolg: Nur im Hauptort Hadibu gibt es vier sehr einfache Unterkünfte, an den schönsten Stellen der Insel bleibt nur das Zelt.

Doch die ersten Touristen sind schon da. „Viele Touristen“, findet der Fischer, nachdem er weit gelaufen ist, um die von fern erspähten Fremden an seinem einsamen Strand willkommen zu heißen. „Fünf oder sechs im Monat“ zählt er, die zwischen den weiten Sanddünen der Noked-Ebene im Süden der Insel Schutz vor Sonne und Wind suchen. Jeden einzelnen von ihnen begrüßt er mit Handschlag auf einen kurzen Plausch über alle Sprachbarrieren hinweg, so viel Zeit muss sein.

Auf 1500 schätzt das UN-Entwicklungsprogramm die Zahl der Sokotra-Besucher 2006, vor fünf Jahren waren es noch keine 100. Zum Vergleich: Die nur knapp ein Viertel so große

Inselreich unter Schutz

Das Naturparadies Sokotra liegt 350 Kilometer vom jemenitischen Festland entfernt im Indischen Ozean. Die Insel ist mit 3550 Quadratkilometern viermal so groß wie Rügen und hat rund 60.000 Einwohner, die eine eigene Sprache sprechen, für die es keine Schriftzeichen gibt – Sokotri. Zu dem Archipel gehören noch drei kleinere Inseln, auf denen nur wenige hundert Menschen leben, dazu zahlreiche unbewohnte Eilande. An den bis

zu 1600 Meter hohen Bergen fangen sich Passatwolken, aus denen ab und an gewaltige Regengüsse herabprasseln. Drei Viertel von Sokotra stehen – per Dekret des Präsidenten – unter strengem Naturschutz. Ließ sich die Insel früher nur im Winter per Schiff erreichen, erleichtert nun ein Flugplatz den Zugang. Obwohl die Insel zu den ärmsten Regionen des Jemen gehört, soll der Tourismus nur „sanft“

entwickelt werden; 2006 kamen rund 1500 Gäste, maximal sollen es 3000 pro Jahr werden, sieht der Entwicklungsplan für die Insel vor. Mehr Touristen kann nach Expertenansicht vor allem Sokotras Umwelt nicht verkraften. Zu fragil ist das ökologische Gleichgewicht, zu knapp das Wasser – und damit die Möglichkeit begrenzt, mehr Menschen zu ernähren, ohne die Insel mit ihren zahlreichen nur dort heimischen Arten zu schädigen.

Insel Rügen besuchen mehr als eine Million Urlauber jährlich. Das Ziel für Sokotra liegt vorerst bei 3000 Touristen pro Jahr – mehr können Umwelt und Infrastruktur nach Ansicht der UN-Experten nicht verkraften.

Seit der Eröffnung des Flughafens verdoppelten sich die Touristenzahlen auf Sokotra alle anderthalb Jahre – ohne dass die Bewohner immer davon profitierten. Reiseagenturen schicken eigene Führer mit den Urlauberguppen mit und fliegen Zelte, ja selbst Obst und Gemüse vom Festland ein. „Aber langsam spricht sich herum, dass sich die Inselbewohner in vielem einfach besser auskennen“, sagt Paul Scholte, Chefberater des Sokotra Archipelago Conservation and Development Programme (SCDP). „Die Sprache, die lokalen Sitten und Gebräuche – nur die Sokotris kennen sich damit aus.“

Wissen, aus dem die Einheimischen Kapital schlagen wollen. Zusammen mit dem Zonenplan haben sie ein Ökotourismusprojekt entwickelt, das keine Badegäste anlocken soll, sondern Naturbegeisterte, die Vogelkonzerte, Wandern und Ruhe mehr schätzen als internationale Küche und Bequemlichkeit. 30 Sokotris wurden mit UNDP-Hilfe zu Naturführern ausgebildet, kleine kommunale Campingplätze angelegt.

Wie auf der Landzunge Dihamri. Vom Wasser geschliffene rote und weiße Korallen bedecken den Strand. Im Riff lassen sich Fische in allen Regenbogenfarben bestaunen. Zum Meer hin offene Hütten aus Stroh schützen die Zelte vor Regen, in einem Betonhäuschen gibt es Toiletten und fließendes Wasser. Abends, im Schein einer Petroleumlampe, serviert ein rotbärtiger alter Mann gebratenen Fisch und selbstgebackene Fladen auf einer Flechtmatte auf dem Boden. „Esst schnell, sonst kommen die Schmutzgeier“, rät er. Die Einnahmen fließen in die Dorfkasse, auch das ein Beitrag zum Ökotourismus.

Frauen zeigen sich den Fremden nur selten. Wo einst bunte Trachten, offenes Lachen und gemeinsame Tänze von Männern

Auf Sokotra war es jahrhundertlang überlebensnotwendig, die Natur mit Respekt zu behandeln

und Frauen das Inselleben prägten, hat längst die Geschlechtertrennung vom Festland Einzug gehalten. Vergessen auch das sozialistische Zwischenspiel, als Sokotra – bis zur jemenitischen Vereinigung 1990 – zur Volksrepublik im Südjemen gehörte und die Kinder Marx in der Schule lasen. Die von den saudischen Wahhabiten verbreitete strenge Koranauslegung hat ihren Weg auch auf die einst isolierte Insel gefunden.

Weiter entlang an der Küste, vorbei an einem Märchenwald bizarrer Flaschenbäume, die in ihren geschwollenen Stämmen Wasser für die Trockenzeit speichern. Leuchtend grüne Schirmbüsche und Lianen säumen die Hänge im Norden. Am Fuß der Bergkette wartet Omar, ein Fischer im bunten Wickelrock, der den Jeep der Besucher schon von weitem hat kommen sehen. Als Kind hatte er sich nur bis zum Eingang der riesigen Höhle gewagt, die sich im Berg über seinem Küstendorf öffnet – zum Wasserholen. Die neue Zeit hat den zehnfachen Familienvater nun zum Höhlenführer gemacht. Barfuß läuft er beim Aufstieg voran, erklärt die „guten“ und die „bösen“ Pflanzen, zeigt auf die Fischeschwärme im türkis leuchtenden Meer, erzählt stolz, dass er es bereits einmal überquert hat. Als er eine Getränke-dose am Wegesrand liegen sieht, der einzige Müll weit und breit, tritt er sie klein und nimmt sie mit.

Noch bevor die ersten Plastikflaschen und Chipstüten die verstreuten Weiler erreichten, klärte das UNDP Dorfbewohner über den Schaden auf, den Müll anrichten kann. Heute gibt es an den Straßen Sammelstellen, die regelmäßig geleert werden. Während in Hadibu wie im ganzen Jemen stinkende Abfälle die Straßen pflastern, scheint auf dem Rest der Insel die Müllentsorgung tatsächlich zu funktionieren.

Vielleicht ist es aber auch eine Selbstverständlichkeit für die Sokotris, ihre Umwelt mit Respekt zu behandeln. Über Jahrhunderte war es für sie überlebensnotwendig, mit ihrer Insel so umzugehen, dass sie sie ernährt. In mündlich überlieferten Gedichten – das Sokotri ist eine Sprache ohne Schrift – gaben sie ihr Wissen über die Natur weiter. „Komm zu mir mit der scharfen, gebogenen Klinge“, fordert etwa der Nabaq-Baum in einem Vers die Inselbewohner auf, seine Äste regelmäßig zu kappen. Die säuerlichen Früchte des Baumes sind eine wichtige Nahrungsquelle. Auch heute noch leben viele der 60.000 Menschen auf Sokotra weitgehend als Selbstversorger, da sie sich die Importwaren auf dem Markt von Hadibu nicht leisten können.

Auch ein Teil von Mohammed Amers Familie lebt noch in den Bergen und ernährt sich überwiegend von Ziegen und Datteln. Als Kind wohnte der 33-Jährige in einer Höhle, heute fährt er in einem klapprigen Landcruiser Touristen über die Insel. „Alles hat sich zum Besseren verändert. Und wir sind noch ganz am Anfang“, schwärmt er. Über der Bucht von Delicia, wo die Berge am Abend wie Scherenschnitte in die untergehende Sonne ragen, lässt Mohammed ein kleines Häuschen mauern, vier Zimmer für Urlauber. Von den Plänen, große Hotels direkt am Strand zu bauen, hält er nichts. Nicht nur, weil diese seinen Gästen den Blick auf das in allen Blautönen schimmernde Wasser rauben würde. „Lieber klein und fein. Das ist besser für die Insel.“ □